

„Ortskirche und Priesterorden in der Bundesrepublik Deutschland“

Von Klaus Hemmerle, Aachen*

Vorbemerkungen

1. Die erste Vorbemerkung ist das Stöhnen darüber, daß ich selber mit meinem Referat eigentlich nicht fertig bin und zum anderen nicht einmal genau sein Thema treffen werde. Weil ich glaube, daß „Ortskirche“ und „Gesamtkirche“ im Blick auf Orden gar nicht streng voneinander trennbar sind, sondern die gegenseitige Implikation auch dann zur Sprache kommen muß, wenn die Perspektive „Ortskirche“ im Vordergrund stehen soll. Zum anderen muß ich aber auch gestehen, daß ich einfach das sage, was mir besonders wichtig erscheint und worauf es mir spontan ankommt.

2. Ich unterstreiche, was über Priesterorden gesagt worden ist — und zwar glaube ich, daß hier Abt Anselm eine richtige Deutung gegeben hat —, ich selber habe bei meinem Nachdenken allerdings grundsätzlich immer alle geistlichen Gemeinschaften im Blick gehabt, und es wird vermutlich kaum einen Satz in meinem Referat geben, der nicht für die geistlichen Gemeinschaften im ganzen gilt.

3. Die dritte Vorbemerkung entzündet sich an dem, was über die Armut gesagt wurde, meint aber darüber hinaus doch auch das gesamte Verhältnis zwischen spirituellem Impuls und konkreter Regelung. Ich glaube, der Buchstabe allein nützt nichts, aber der Geist braucht den Buchstaben, und Geist ohne Buchstabe führt höchstens zur Glossolie, nicht aber zur Prophetie. Deswegen ist die ganz konkrete Verfaßtheit etwa der Armut im wirklichen Nicht-Besitzen ein Prüfstein dafür, daß wir auch zu den anderen Dimensionen der Armut, die dringlich notwendig sind, wahrhaft bereit sind. Ich glaube, daß es oft armselige Regelungen geben muß, auch dann, wenn sie nie den Geist ausfüllen können.

4. Der Ordenstag der Bischofskonferenz hat für mich dies als wichtigstes Fazit gebracht, daß die Bischöfe leidenschaftlich die Einsicht unterstrichen haben: Bitte, macht die Orden für die Kirche nutzbar, indem ihr sie nicht vereinnahmt. Das war die ganze Leidenschaft dieses Ordentages. Bei allen Punkten, die davon zu berichten sind, stand dies im Vordergrund. Ich kann mich an keine einzige Wortmeldung innerhalb der Bischofskonferenz erinnern, die in eine andere Richtung zielte. Es war trotzdem keine Sonntagsrednerie, sondern es verfaßte sich ja in jenen Richtlinien, die sozusagen das „utinam“, den Optativ, oder den sanften Ansatz eines

* Beim folgenden Beitrag handelt es sich um ein Referat des Vorsitzenden der Kommission IV der Deutschen Bischofskonferenz „Geistliche Berufe und kirchliche Dienste“, Bischof Dr. Klaus Hemmerle, Aachen, vor der Mitgliederversammlung der VDO am 17. Juni 1980 in Würzburg. Der Vortragsstil wurde bewußt beibehalten.

Imperativ auch in die Bistümer hinein bedeuten. Daß das noch eine lange Realisierungszeit braucht, ist ganz klar. Es braucht eine große Geduld miteinander, damit wirklich nicht vereinnahmt wird, damit aber auch von seiten der Orden die spezifische Notlage der Bistümer konkret mitgetragen werden kann.

5. Wir stehen heute in einer großen Not, Krise, Bedrängnis und vielfältiger Desorientierung, sowohl pastoral in den Bistümern als auch mitunter bezüglich des Lebens und des Nachwuchses in den Orden. Wenn wir in all dem nur über die Runden kommen, dann kommen wir nicht über die Runden. Wir müssen den Mut haben, gerade weil die Situation so schwierig ist, nicht nur die kleinen Brötchen des „Eben-noch-Möglichen“ zu backen, sondern die Herausforderung und die Chance der Situation insgesamt wahrzunehmen, die heute gerade auf dem Feld „Bistümer und Orden“ liegen.

Ich habe hier eine merkwürdige Beobachtung gemacht. Vor allem beim Katholikentag, aber beileibe nicht nur dort, vielmehr in einem Zusammenschauen sehr unterschiedlicher Aufbrüche, sehr unterschiedlicher Begegnungen und Gespräche mit vielen Jugendlichen, mit Priestern, mit Ordensleuten, ist mir aufgefallen: Die Orden sind in ihrem Spezifischen und in ihrem Zeugnishaften so intensiv gefordert wie nie nach dem Krieg. Ganz allgemein ist das Zeugnishafte der Orden und der geistlichen Gemeinschaften so intensiv gefragt wie noch nie. Wir können nicht so leben, wie man lebt. Wir können nicht so weiterleben, wie es allgemein geht.

Habt nicht ihr doch irgendein Geheimnis, habt nicht ihr doch irgendeinen Weg, habt nicht ihr doch irgendeinen Impuls, der uns zeigt, wie überhaupt Leben geht? Diese Frage begegnet uns immer und immer wieder. Vom geistlichen Zentrum beim Katholikentag in Berlin habe ich gehört, daß gerade Leute von Orden und geistlichen Gemeinschaften angesprochen worden sind, weil man von ihnen hoffte, die Dimension des Evangeliums zu erfahren. Und merkwürdigerweise, so möchte ich hierzu sagen, sind auch Bistümer gefragt, Ortskirchen sind so gefragt wie eigentlich noch nie. Kann man vielleicht bei euch mitleben? Gibt es vielleicht bei euch Gemeinschaft? Gibt es vielleicht bei euch ein Miteinander, das nicht nur vom Leisten und Funktionieren bestimmt ist? Gibt es vielleicht bei euch die Erfahrung oder die Perspektive oder die Aussicht auf das, was menschliches Miteinander heilen kann? Viele bittere Enttäuschungen melden sich da an, und sehr vieles, was manchmal einfach nicht geht oder auch unvermeidlich ist, führt zu einer tiefen Resignation. Aber die Neigung, über das, was in den Bistümern geschieht, enttäuscht zu sein, ist ein Zeichen, daß eine hohe Erwartung da ist, sonst würde man alles einfach laufen lassen. Doch das tut man nicht. Es gibt also, und davon möchte

ich zunächst einmal ausgehen, eine unterschiedliche, aber doch kohärente Erwartung seitens der jungen Generation — und nicht nur ihrer — einerseits an Orden und geistliche Gemeinschaften: Zeigt uns doch den Weg, wie man heute leben kann! Und an Kirche als Gemeinschaft vor Ort, als Bistum: Finde ich bei euch vielleicht jene Gemeinschaft, die wir heute so nötig brauchen? Schon aus dieser doppelten Anfrage können wir erahnen, daß vielleicht die Orden und die Ortskirchen einander gegenseitig brauchen.

I. GRUNDSÄTZLICHE ÜBERLEGUNGEN

Ich möchte Ihnen, so sehr es mir ums Praktische geht, dennoch am Anfang eine ziemlich abstrakte, grundsätzliche Überlegung zumuten, um dann erst zu den praktischen Konsequenzen zu kommen, auf denen ein Hauptgewicht liegen sollte. Wir müssen immer wieder einmal den Mut haben, nicht nur sozusagen die Marktlage — wir sind gefragt, wir werden gebraucht — ernst zu nehmen, um dann geschwind in unsere Vorratstaschen zu schauen, was steckt da drinnen, was können wir anbieten, wie können wir es elegant anrichten, so daß es besser ankommt; denn das bloß Angeordnete, damit es ankommt, kommt nicht an. Wir kommen nicht über die Runden, wenn wir viel verkaufen, sondern wenn wir uns besinnen auf das, was im Grunde trägt und nottut.

Hier steige ich in die grundsätzliche Überlegung des Zusammenhangs zwischen Ortskirchen und Gesamtkirche und Orden und Geistlichen Gemeinschaften von einer vielleicht sehr sonderbaren Seite ein.

Wenn wir das Neue Testament aufschlagen in seinen vielgestaltigen Theologien, in seinem vielfarbigen Kolorit, dann finden wir in dieser Vielfalt doch immer die Basis des einen Evangeliums, der einen Grundbotschaft, die überall unverkürzt verkündet wird, die aber nie losgelöst von einem Konkretum auf uns zukommt. Das Heil Gottes in Jesus, die in Jesus angebrochene Herrschaft Gottes, die Inkarnation Gottes in Jesus Christus, der Einbruch Gottes durch seinen Geist auf Grund des Christusereignisses in die Geschichte, das ist etwas ganz Konkretes, aber dieses ganz Konkrete und Eindeutige und Geschichtliche ist immer größer als seine Form und deswegen immer ein Überschuß über die konkrete Form. Das Evangelium und das in ihm Bezeugte ist mehr und größer als jede seiner Gestalten und kann doch ohne die Gestalt nicht leben. Deswegen muß das Evangelium verbindlich — so und nicht anders — verkündet werden. Aber, indem es in einem bestimmten Horizont von Sprache, von Verstehen, von Situation verkündet wird, erhält es eine bestimmte Gestalt und Einfärbung. Es wird mit menschlichem Mund, mit menschlicher Sprache, es wird im Kontext menschlicher Gemeinschaft, menschlichen Heilsbedürfnisses ausgesagt. Nun wird dieses selbe Evangelium kraft seiner missionarischen Kraft weitergesagt. Es kommt an einen nächsten Ort. Und es wird gehütet, damit es dasselbe sei. Es muß die *Communio*,

die Einheit, den Zusammenhang, das Ganze, die Rückkoppelung an den Ursprung geben. Aber im selben Atemzug wird das Evangelium neu gesagt. Es hat ein anderes Gesicht, indem es nicht nur in Jerusalem, sondern auch in Samaria, in Athen, in Philippi und auch in Rom und dann auch bei den Germanen und in Spanien und wo auch immer gepredigt wird. Das Evangelium gewinnt an jedem neuen Ort eine neue Gestalt, die sich zugleich bewähren muß als dasselbe und sich rückkoppeln muß an die eine Grundgestalt. *Communio* zwischen vielen Gestalten in einer verbindlichen Gestalt und trotzdem der Überschuß über die bloß eine Gestalt im jeweiligen Leben, das gehört unabdingbar hinzu.

Das Heil Gottes ist in Jesus Christus für alle Menschen gekommen. Er hat, wie unser Papst immer wieder sagt, gewissermaßen in seinem einen Menschenschicksal alles Menschenschicksal angenommen und mitgelebt. Daß es aber alles Menschenschicksal ist, das kann ich nur ablesen, indem dieses Evangelium in alle Menschenschicksale hineinkommt. Wir können also sagen, Mission — und nur durch Mission breitet sich ja der Ursprung aus — ist Ausbreitung des Evangeliums in seiner Einheit in je neue Sprach- und Lebenshorizonte hinein. Und die Fülle der aus vielen Ortskirchen einen Gesamtkirche ist gerade dies, daß in der Fülle die Einheit sichtbar wird und die Einheit sich in die Fülle entfaltet. Die Fülle relativiert sich auf die Einheit hin, die Einheit aber ist nur voll faßbar, indem sie als der Überschuß über jede Gestalt faßbar wird.

Diese Erwägung hat scheinbar mit unserem Problem überhaupt nichts zu tun. Aber gehen wir nun nochmals hin zu unserem Ansatzpunkt. Das, was größer ist als alle Gestalt, wird Gestalt in Jesus Christus. Von diesem Überschuß, der in der konkreten Gestalt des Anfangs liegt, geht nicht nur die eine Linie der Mission aus, die in jeder neuen Ortskirche neu Gestalt wird und in der *Communio* aller Ortskirchen auf die Einheit hin etwas ahnen läßt von diesem Überschuß des einen, sondern dieser Überschuß ist in der konkreten Einheit. Er hat nochmals dieselbe Dynamik: dieses eine Evangelium und sein Überschuß zeitigen immer neue Wege der Nachfolge. Indem dieses Evangelium konkreter Ruf an einen Menschen wird, wird es authentisch *sine glossa* gelebt, aber, *sine glossa* gelebt, wird es gerade neu. Es ist eben interessant, daß Franziskus *sine glossa* das Evangelium lebt, so daß daraus Franziskanisches wird, und daß es ein Ignatius *sine glossa* lebt, so daß daraus Ignatianisches wird. Es gilt dasselbe *sine glossa*, aber indem es als Ruf in eine ganz bestimmte Situation, in einen bestimmten Menschen, in einen bestimmten Kontext einschlägt, zeitigt es einen neuen Weg. Kirche ist das Gehen des einen Weges, den Gott in Jesus eröffnet hat, in der unabsehbaren Vielgestalt der Wege, die Gott durch Berufung als Charisma schenkt, so daß je viele auf diesem je einen Weg mitgehen können. Ich glaube, es gehört zur wesenhaften Geschichte des Evangeliums, daß es einmal Geschichte in dem gemein-

samen Sprach- und Kulturschatz der Menschheit ist durch die Vielfalt der Ortskirchen und daß es zum anderen Geschichte, eine und doch vielfältige Geschichte ist in den vielen Wegen, die das Evangelium als Ruf zeitigt in den Charismen der großen Gründer und Impulsgeber der geistlichen Gemeinschaften. Beides ist die eine Geschichte des Evangeliums.

Das Wichtige und Entscheidende ist nun eben dies, daß diese beiden Geschichten nicht irgendwo im luftleeren Raum nebeneinander herlaufen, daß es also nicht Geschichte auf zwei Planeten ist, sondern Geschichte auf dem einen Grund und Boden. Dies zu sehen, ist ungemein wichtig, weil sonst eine Absolutsetzung der eigenen Form und nicht ein Verschenken der eigenen Form ins größere Eine und Ganze geschähe. Nur im Verschenken des Eigenen kann ich christlich es haben. Ich habe nicht, was ich nicht gebe. Ich muß so geben, daß ich das nur Gegebene dabei bewahre, ganz und gar bewahre, ein Paradox, aber das Bewahrte darin verschenke und ausliefere. Eine solche Auslieferung aneinander! Von seiten der durch die Wege und Sprachen gezeichneten Strukturen der Ortskirchen, in denen sich viele Wege integrieren in einem Sprach- und Begegnungshorizont, und innerhalb dieser anderen Geschichte des jeweiligen Weges; nur wenn diese beiden Geschichten sich miteinander integrieren und aneinander verschenken und füreinander offen sind, bewähren sie sich als die eine Geschichte des Evangeliums.

Ich glaube, daß es hier auch eine ganz bestimmte Perspektive, eine ganz bestimmte Leidenschaft Gottes für den Menschen, daß es hier eine ganz bestimmte Berufung des Evangeliums gibt, ein bestimmtes Profil sowohl der jeweiligen Ortskirche wie des jeweiligen Ordens. Die Aufgabe der Ortskirche ist es, daß vielerlei Wege aus dem Glauben sich in ihr versammeln können um den einen Altar, im einen Wort, im einen Dienst an allen, in der einen Mission, im einen Bezeugen. Das ist die Aufgabe. In all den vielen, die gerufen sind, begibt sich das eine Evangelium auf den oder jenen Weg und wurzelt sich ein, in dieser Gemeinschaft, in dieser Sprache. Es wird zum Gespräch.

Aber dieses Vielerlei lebt nur, wenn eben in ihm profilierte Wege, wenn in ihm profilierte Worte eingebracht werden. Worte, die aus dem Ursprung kommen, Worte, die eine kritische und inspirative Funktion haben, indem sie den Ursprung selber in seiner Unmittelbarkeit neu lebendig vor Augen stellen. Und dieses lebendige Leben des Ursprungs, dieses lebendige Leben aus dem Ruf des Evangeliums, dieses lebendige Leben auf einem unverfügbaren, geschenkten Weg kann allein über alles betuliche Koordinieren und Zusammenfügen hinausführen und kann immer wieder den Horizont aufreißen, in dem die charismatische Gemeinschaft eines Ordens ihren doppelten Anspruch erfüllt: einmal unbequem den Überschuß ihrer selbst einzubringen und nicht vereinnahmen zu lassen und im Nichtvereinnahmenlassen das Ganze zugleich aufzubauen.

Man könnte vielleicht sagen, es ist wichtig für das Gelingen von Kirche, daß es nicht nur zur Communio der Ortskirche kommt, sondern auch zu einer Communio zwischen Ortskirche und Orden und geistlichen Gemeinschaften. Einmal muß tatsächlich der Orden und die geistliche Gemeinschaft Raum finden und Raum füllen dürfen in der Ortskirche, und zum anderen muß Ortskirche ihnen Raum geben und sie in den Raum des gesamten Miteinanders einfügen. Diese gegenseitige Communio ist entscheidend, damit überhaupt Kirche lebendig ist aus den je größeren und unverfügbaren Ursprüngen heraus. Der eine Glaube und das eine Leben des Evangeliums haben es einmal notwendig, daß viele Zungen einander das eine Wort und Leben künden und daß zum anderen viele Charismen miteinander dasselbe Leben aufbauen. Ein Leib, der sozusagen von seinen Gliedern und zugleich von seinen Funktionen her zu leben ist. Vielleicht können wir in einem zweifellos hinkenden Bild sagen: Die Ortskirchen sind die Glieder des einen Leibes. Jenes, was durch das Ganze hindurchgreift — wie Atem und Blut — und jeweils dasselbe überall hineinträgt, aber auch ein je Besonderes in jedem Organ wirkt, sind eben die Charismen, die durch die geistlichen Gemeinschaften gelebt werden. Ein Bild, das ich nicht pressen möchte, gegen das ich selber manche Vorbehalte habe. Es soll nur eine Dimension aufreißen.

II. PRAKTISCHE PERSPEKTIVEN

1. Fragen an die Bistumspastoral

Auf dieser Grundlage möchte ich nun, und es wird eigentlich erst hier brisant, die praktischen Perspektiven entwickeln. Einmal sollen meine praktischen Perspektiven Fragen darstellen an die Bistumspastoral.

Ich kann mir sehr gut vorstellen, daß nicht alle sofort mit den scheinbaren Binnenproblemen von Ortskirche in meiner Sicht einig gehen. Aber ich wage es, mich auszuliefern in einer Einseitigkeit, bei der ich persönlich glaube, daß sie vielleicht doch Perspektiven aufreißt, die weiterführen.

Wir leben mitunter in unseren Bistümern in einer Haltung, die ich sehr gut verstehe und die ich nicht abqualifizieren möchte, von der ich dennoch glaube, daß sie nicht genügt. Wir sagen, der Spatz in der Hand ist mir lieber als die Taube auf dem Dach. Wir müssen halten, was wir haben. Es darf nicht verloren gehen, was noch da ist. Wir müssen in sich berechnete Forderungen erfüllen und müssen noch vorhandene Möglichkeiten konservieren. Wir müssen schauen, wie wir über die Runden kommen, und allenfalls vielleicht schauen, durch neue Personalerschließungen besser über die Runden zu kommen. Das ist sehr verständlich; denn alles andere bedeutet natürlich einen Bruch, bei dem es auch schmerzliche Verluste und Einbrüche gibt. Daß es bei bloßen Schrumpfung auch solche gibt, ist nur zu deutlich.

Ich frage mich aber nun einmal, ist das, was wir klassisch die pastorale Versorgung nennen, das absolut erste? Ich bin sehr froh, daß wir beispielsweise — und ich möchte das nicht nur ins zweite Glied rücken, sondern möchte es mit aller Dringlichkeit unterstreichen, aber mit einigen Vorzeichen versehen — ich bin sehr froh, daß wir neu die Eucharistie als *fons et culmen* des ganzen Lebens mit Gott entdeckt haben. Ich bin froh, daß wir durch das Konzil einen neuen Zugang zur Sakramentalität gefunden haben. Aber wenn wir absolut als erstes nur die Sorge hätten, wie wir unsere Gemeinden sakramental versorgen können, würden wir manches andere und Grundlegende übersehen. Sehen wir denn nicht, daß jene Sprache, in der wir uns verstehen, uns weggerutscht ist? Sehen wir denn nicht, daß eigentlich heute weithin etwas nötig wird, was ich ein zweites Katechumenat nennen möchte? Sehen wir denn nicht, daß das elementare Verstehen für die frohe Botschaft, für das Evangelium etwas Ungeheuerliches geworden ist in unserer Welt? Gehen wir doch einmal hinein in ein Gespräch mit Studierenden, die nicht gerade Theologie belegt haben, oder gehen wir hinein in ein Gespräch mit einem Betriebsrat, und probieren wir dann irgendwo mit Thesen oder Sätzen, die uns so selbstverständlich sind, anzukommen — ob wir da konservativ oder progressiv sind, das spielt keine Rolle: die grundsätzliche Problematik des Verstehens ist eine fundamentale. Können wir dies nur mit technischen Übersetzungshilfen, können wir das nur mit Modernisierung der Sprache, nur mit ein paar neuen Methoden beheben? Ist es nicht so, daß wir in einer abgründigen Bedürftigkeit der Verkündigung und Bezeugung des Evangeliums zuallererst innestehen, und zwar einer Verkündigung und Bezeugung des Evangeliums, die im Vorwortlichen anfangen muß? Sie muß anfangen mit dem Sein. Und bevor wir das Sein an die Leute bringen, muß das Sein da sein. Ist nicht Anfang eines neuen Verlautenkönnens der Grundbotschaft ganz einfach ein Evangelium, so gelebt, daß es anschaulich wird als eine Lebensmöglichkeit in unserer Welt? Absichtslos gelebt aus spontanem Ursprung in Gemeinschaft. Müssen wir nicht überall und vielfältig einfach den Grundwasserpegel gelebten Evangeliums heben? Und ist nicht hier eine erste Sorge auch der Pastoral der Ortskirchen geboten? So daß sich als Konsequenz ergäbe: Wenn irgendwo ein beschauliches Kloster gut lebt, ist das für die Bistumspastoral wichtiger, als daß alle Pfarreien besetzt sind. Und wenn auch ein aktiver Orden nur ausgepumpt wird, indem jeder einzelne noch eine Funktion zusätzlich übernimmt, passiert für die Grundaufgabe des Evangeliums und seiner Präsenz weniger, als wenn man miteinander nüchtern schaut, wieviel können wir noch verantworten, ohne daß unser Gemeinschaftsleben und unser geistliches Leben zerbrechen oder ausrinnen.

Das sagt nichts gegen letzte Hingabe, gegen letztes Sich-Engagieren, aber Gott will nie, daß ich mich durch mein Engagement bis zur Resignation

verausgabe, sondern bis zu dem Punkt, an dem ich alles ihm überlasse. Und ich überlasse ihm nur alles, wenn letztlich er und nicht mehr ich die Situation wenden kann. Leben wir nicht mitunter in unseren Bistümern in einer Planung — ich halte Planung für notwendig —, die davon ausgeht, daß Gott keine anderen Hände habe als die unsrigen? Er will unsere Hände haben, aber nicht unsere Hände als machende Hände, sondern wenn er unsere Hände braucht, dann sollen sie wirklich die seinen werden. Und manchmal machen wir zwar noch um Gottes willen, aber nicht mehr so, daß Gott in uns machen kann. Ich glaube, wir sollten auch sagen, die Kirche hat keine anderen Hände als die Hände Gottes. Und das passiert eben nur dann, wenn wir so handeln, daß dabei auch sichtbar wird, das Entscheidende kann eigentlich nur er tun.

Um nicht mißverstanden zu werden, ich glaube nicht, daß das ganze Problem, das ich angerissen habe, durch meine Bemerkung ausgeschöpft sei. Ich glaube nicht, daß wir uns in einem Spiritualismus von konkreten Überlegungen, wie es praktisch weitergeht, dispensieren können. Es geht mir gar nicht darum. Es geht nicht darum, jetzt irgendwelche Planungen nicht vorzunehmen, irgendwelche vernünftigen Überlegungen nicht anzustellen. Aber es geht mir wohl darum, einmal zu sehen, daß das Entscheidende jenes zweite Katechumenat in einer zwar aus christlicher Tradition kommenden, aber nicht mehr aus ihr lebenden Gesellschaft ist. Das kann nur dadurch geschehen, daß dem Zeugnis durch Worte und Taten zunächst einmal die Voraussetzung des gelebten Seins geschenkt wird. Und diese Voraussetzung des gelebten Seins ist nicht zuletzt jene der gelebten Ordensgemeinschaft, der gelebten Ordensberufung. Ich glaube, daß wir das auch an konkreten und praktischen Erfahrungen ablesen können.

Warum sollen wir uns als Kirche heute nicht einfach einmal diese Frage stellen, und warum soll die Bistumspastoral sich nicht die Frage stellen: Welches Zeugnispotential haben wir in den Orden und geistlichen Gemeinschaften? Und wir haben es als Zeugnispotential nur, wenn wir dieses Zeugnis nicht perfekt verplanen, sondern wenn es einfach Zeugnis sein darf. Warum fragen so viele Menschen eben nicht, ob dieses oder jenes funktioniert oder passiert, sondern sie orientieren sich einfach dahin, wo sie Leben anschauen können. Deswegen hat die Ortskirche zunächst einmal die Verpflichtung, das, was in ihr lebt, zu ehren und in ihm den Finger Gottes zu sehen, trotz aller menschlichen Unzulänglichkeiten.

Ich würde von einem Vorrang der expliziten und impliziten Verkündigung, von einem Vorrang der gelebten *Communio* und von einem Vorrang der geschehenen Diakonie vor der bloß sakramentalen Versorgung der Gemeinden sprechen. Denn das Sakrament, das zweifellos *ex opere operato* wirkt und das nicht nur auf eine menschliche Dimension des *opus operantis* zurückgeführt werden darf, richtet eben nur dann wirksam etwas aus im Menschen, wenn er das Wort bereits vernommen und die Liebe bereits

erfahren hat oder wenigstens wenn Wort und Liebe in ihm gleichzeitig mitwachsen können. Daher brauchen wir ein lebendiges Netz des Zeugnisses, der *Communio* und des Dienstes in unseren Ortskirchen, damit sie leben können. Die vornehmliche Aufgabe eines Bischofs scheint mir heute hier zu liegen.

Ich frage mich zunächst danach: Wo sind lebendige Zellen, die überzeugt aus dem Evangelium leben? Wo sind Gemeinschaften, in denen Menschen deswegen miteinander sind, weil es ihnen wirklich um Gott und das Evangelium geht? Und wo werden aus Liebe an anderen Menschen Dienste getan, die unselbstverständlich sind? Und wie kann ich probieren, ohne Zugriff und ohne Zupacken daraus werbend, verbindend, einladend, Impuls gebend, besuchend, Gespräch führend ein Netz wachsen zu lassen? Ich glaube, das ist die erste Aufgabe. Erst in diesem Netz gewinnt das Aufrechterhalten des sakramentalen und liturgischen Dienstes seine volle pastorale Bedeutsamkeit.

Ich weiß um die gegenseitige Voraussetzung der beiden, aber nur wenn wir zunächst einmal mit Jesus in seinem Wort, mit Jesus im Geringsten der Brüder und mit Jesus in der Mitte der in seinem Namen Versammelten kommunizieren, gewinnt eucharistische Kommunion ihre Fülle und Tiefe. Daher glaube ich, daß also die Bistumspastoral die Orden in einem spezifischen Sinn braucht, und zwar über das Maß hinaus braucht, in dem sie die Orden gebrauchen kann. Sicher gibt es auch ein Gebrauchen. Und wir dürfen dieses Gebrauchen nicht gering veranschlagen. Aber nur wenn der Überschuß dessen, was wir brauchen, über das, was wir gebrauchen können, sichtbar bleibt, wird in der Bistumspastoral das Entscheidende geschehen. Freilich, das bedeutet eine neue Gewichtung der Charismen der Orden für die Pastoral eines Bistums.

Eigentlich müssen wir uns fragen: Was ist jenes Ursprungswort, das in jeder der Gemeinschaften lebt, die ihren Dienst tun, und was sagt uns dieses Ursprungswort hinein in unsere Glaubenssituation? Also nicht nur, wie kann ich da einen effektiven Prediger und Exerzitienmeister finden für neue Aktivitäten, das auch, aber das ist eigentlich die Folge, der zweite Akt, nachdem der erste Akt hieß: Was heißt das, daß hier Passionisten oder Benediktiner oder Franziskaner leben? Was bedeutet das? Woraus leben die eigentlich? Warum gibt es die? Was sagt mir das Wort, um dessentwillen es diese Gemeinschaft gibt, für meine Situation? Wie kann dieses Wort als solches hörbar werden in meinem Bistum? Schneide ich es ab von seinen Wirkungsmöglichkeiten, überbeanspruche ich es, beanspruche ich es zu wenig, gebrauche ich es nicht, verfremde ich es, wie gebrauche ich es? Wenn ich die vielen Worte, durch Leben gelebte Worte, die es in meinem Bistum gibt, einmal über schaue: wie kann ich dann das Ganze meines Bistums neu sehen?

Ich muß von meinem eigenen Bistum sagen, es ist für mich ein Geschenk, wenn ich daran denke, daß wir Trappisten und Trappistinnen haben, Benediktiner und Benediktinerinnen, Karmel. Es ist ein Geschenk! Das sagt etwas für mich. Bei uns sind Mutter Franziska Schervier und viele andere Gründer zu Hause, bei uns sind viele Impulse zu Hause.

Ich kann manchmal nicht mit meiner Aktivität das alles einholen, aber wenn ich mein Bistum meditiere, dann denke ich an die Worte, die darin leben. Ich weiß, es gibt in meinem Bistum Charles de Foucauld, es gibt Opus Dei, es gibt Schönstatt, es gibt Fokolare. Das sind lauter Geschenke. Für mich gehört zum Bedenken, zum Meditieren meines Bistums das Nachdenken darüber, was da lebt. Das ist ein Stück des Ganzen. Und wenn ich das Bistum verstehen will, dann muß ich die Vielfalt dieses Wortes mitverstehen.

Wir feiern jetzt in unserem Bistum 50 Jahre seines Bestehens. Wir haben uns gefragt, wie können wir „50 Jahre“ feiern? Wir wollen kein riesiges Fest aufziehen. Aber wir haben gesagt, bei uns gibt es drei Dimensionen im Bistum Aachen, die wir in dem Jahr überall hervortreten lassen wollen. Wir haben mehr kontemplative Gemeinschaften, als es zunächst zu erwarten wäre, wir haben andere Gründungen aus der frühen Zeit des sozialen Katholizismus, die in die Not der Zeit hineingingen. Also einmal die geistlichen Gemeinschaften. Eine andere Dimension ist gegeben mit unserer Lage an der Grenze und den kirchlichen Hilfswerken Missio und Misereor. Aachen in Europa, Aachen in der Weltkirche. Und das dritte ist die Geburt des sozialen Katholizismus. Was ist heute daraus geworden, wie steht es heute mit Kirche in der Arbeiterschaft? Ich meine, daß wir einfach Bistum, Ortskirche sehen müssen als ein Vermächtnis, in dem Gott konkrete Worte angelegt hat. Und hier gehören die Orden entscheidend mit hinzu.

Bistumspastoral muß sich also danach fragen: Wie kann das Ganze verstanden werden durch die hier anwesenden Worte, wie können sie hörbar gemacht werden, was können wir dazu beitragen? Sicher müssen wir, muß ich als Bischof mich fragen, wie kann über die vorhandenen Zentren und Räume und Impulse hinaus das Bistum als Ganzes mehr gelebtes Wort, mehr gelebte Communio, mehr erfüllter Dienst werden. Und hier muß ich mich zusammensetzen mit den Ordensleuten und fragen: Habt ihr Ideen und Anregungen, wie das geschehen könnte? Das ist manchmal wichtiger als bloß etwas machen können. Zweitens muß ich fragen: Könnt ihr, ohne euer Sein zu beeinträchtigen, mir helfen, etwas Fälliges zu tun? Ich muß es planen, was zu tun ist, und muß dann fragen und sehen, wie es mit den Potenzen gelebten Wortes, gelebter Gemeinschaft, gelebten Dienstes geschehen kann.

Ich frage mich — und ich muß sagen, es war für mich doch gut, dieses Referat halten zu müssen — ich frage mich also, ist überall in unseren Gesprächen zwischen einem Bistum und den Ordensoberen und Ordensleuten diese doppelte Herausforderung präsent? Doppelte Herausforderung sage ich. Sie müssen uns herausfordern durch Sein, durch Ihr gelebtes Wort, durch das Erbe Ihres Ursprungs. Darauf kommt es an, daß dieses Wort lebendig bleibt. Und ich muß Sie herausfordern, indem ich Sie um Ihr Wort bitte, indem ich Sie zum gelebten Wort bitte: Was haben Sie in diese Situation hinein zu sagen?

Mir scheint es der entscheidende Ansatz zu sein, daß Bistumspastoral aus dieser Grundkonzeption einer neuen, fundamentalen, gelebten Katechese des Evangeliums, einer neuen Kristallisation gelebter Gemeinschaft und eines neuen Zeugnisses gelebten Dienstes heraus Orden um ihr Wort und um ihre Gemeinschaft bittet, aber gerade so, daß darin eben das je Eigene und Unterscheidende und Nicht-Gebrauchbare der Orden zum Zuge kommt.

Wenn Sie die ersten 7 Empfehlungen der „Gesichtspunkte für den Einsatz von Ordensleuten in der Pastoral der Bistümer und für die pastorale Zusammenarbeit zwischen Bistümern und Ordensgemeinschaften“ durchlesen, dann werden Sie feststellen, daß es in den hier gesagten Dingen ganz genau, wenn auch dürr und nüchtern, um diese Punkte geht. Das ist der Hintergrund. Darauf kommt es hier an.

2. Fragen an die Ordensgemeinschaften

Lassen Sie mich in einem zweiten Teil freilich nun auch noch einige Fragen an die Ordensgemeinschaften selber richten. Lassen Sie dasselbe mich aus der Perspektive der Ordensgemeinschaften noch einmal zu sagen versuchen.

Können wir, kann jede Ordensgemeinschaft sagen: Das Wort, das wir leben, ist uns wichtiger als wir uns selbst? Ein Orden lebt nur, wenn sein „Wort“ ihm wichtiger ist als sein Bestand. Nicht daß es Sie ewig geben muß, ist das Entscheidende, sondern daß Ihr Wort nicht stirbt. Darauf kommt es an. Oder ist uns Nachwuchs und Bestand das Wichtigste? Sicher, ohne Nachwuchs und Bestand geht es nicht, wir müssen uns darum kümmern. Aber sich um jeden Preis darum kümmern, heißt dem lieben Gott selber in den Arm fallen, so daß er, weil wir es ja doch selber tun, jenes Wunder nicht wirken kann, das nur dort geschieht, wo durch sein Wort etwas aus dem Nichts geschaffen wird. Ich glaube sicher, daß die Gnade die Natur voraussetzt. Aber ich glaube, daß — auch wenn die Gnade die Natur voraussetzt und vollendet, wir die Voraussetzungen also mitbringen müssen — die andere Dimension ebenso gilt: Gottes Wort und Gottes Gnade setzen das Nichts voraus. Und ich meine, daß wir uns hier

letztlich total in Frage stellen lassen müssen, uns letztlich total ausliefern müssen. Es darf bei uns so sein, daß es uns nicht gibt, wenn es nicht das Wunder Gottes gibt. Also nicht an der Berufung, nicht am Wort deuteln, lieber an sich selber deuteln, dann kann Gott mehr machen. Ich bin sehr davon überzeugt, daß nur in der naiven Buchstäblichkeit eines solchen Glaubens Zukunft gelebt werden kann. Die bodenlose Angst der Menschen vor der Zukunft fordert uns heraus, daß wir ihr eine Alternative bieten. Diese Alternative heißt nicht, irgend etwas Unvernünftiges tun, das keinen Sinn hat, aber es heißt, nicht in derselben Panik um die Zukunft mitmachen wie die anderen, sondern wirklich aus der Zukunft Gottes allein leben. Denn wir finden schon rein irdisch gar keine Zukunftsperspektive mehr, wenn wir nicht den inneren Mut haben, einmal nicht mehr aus der Angst um die Zukunft zu leben. Die Frage nach dem alternativen Leben, die Frage nach neuen Verhaltensmodellen auch zu Umwelt, Energie und allem, was dazu gehört, fordert uns ja dazu heraus, aus der eschatologischen Freiheit zu leben.

Ich habe vor einiger Zeit mit einem Fachmann ein Gespräch gehabt, der sagte: Was mir an manchen Umweltschützern nicht gefällt, ist die peinliche Angst, die so tut, als ob es keinen Tod und keinen Weltuntergang gäbe, wenn wir alles richtig machten und ausnutzten. Wir können eigentlich nur dann, wenn wir den Mut haben, auch selber zu sterben und einzugestehen, daß die Welt auch ohne uns und ohne unsere Sorge untergehen kann, jene Wege finden in innerer Unbefangenheit, die menschlich eine vernünftige Zukunft möglich machen. Die Grundvoraussetzung für unser Weiterleben ist die radikale Hingabe unserer Zukunft an Gott, nicht unseren Bestand, sondern unser Wort schulden wir ihm, der uns rief und dieses Wort gab.

Wir müssen freilich auch fragen — und dies sage ich nur mit Scheu, aber ich muß es sagen, denn die Frage ist fällig: Ist uns die Kirche wichtiger als wir? Nur dann lieben wir ganz uns selbst, wenn wir die Kirche so lieben wie unsere Gründer, die ihr Werk sofort aufgegeben hätten, wenn die Kirche es durchgestrichen hätte. Wir müssen einmal in diesen Ernst eines Ignatius oder eines Franz von Assisi und vieler anderer hineinschauen, in diese Radikalität der Relativierung an der Kirche, um selber unsere Freiheit zu überprüfen, ob wir wirklich unser Wort in der Kirche einbringen. Noch einmal, nur was wir zu verschenken und zu verlieren vermögen, bringen wir ein. Nur wenn ich den Mut habe, mich zu verlieren, nur dann kann ich auch etwas geben.

Sodann scheint mir die Überprüfung der eigenen Identität in der Situation der Kirche ungemein wichtig. Diese ist fällig von seiten der Orden in der Bistumspastoral. Ich habe mir vor den heutigen Berichten aus den Arbeitskreisen aufgeschrieben: Vorrang des Seins vor dem Tun, der Communio vor der Actio. Es ist also nicht eine Reaktion auf das hier

Gehörte. Ich meine selbstverständlich genauso wie Sie, daß es Sein ohne Tun und Tun ohne Sein nicht gibt. Aber ich glaube, daß die Treue zum Charisma das Allererste ist. Ich meine deshalb freilich, wenn es darum geht, dieses Wort einzubringen in die Pastoral der Ortskirche, daß wir dann auch einmal uns gründlich Gedanken machen müssen über das Verhältnis des gegenwärtigen Werkes zum ursprünglichen Werk des Gründers. Auch ich bin der Meinung, daß es nicht um eine äußere Prolongierung geht, daß wir nicht einfachhin einem schematischen Weiterschreiben desselben Werkes allein Identität bewahren, ganz sicher nicht. Aber wir sollen uns auch einmal folgende Frage stellen: Ist nicht das ursprüngliche Werk, das uns aufgetragen war und das heute obsolet erscheint, ein hermeneutischer Schlüssel für Engführungen unserer heutigen Situation? Es könnte ja mitunter auch der Fall sein, daß man nach einem bestimmten Werk nicht mehr fragt, daß dieses aber nicht gegen das Werk, sondern gegen die Fragesituation spricht. Wir müssen das fragen. Wenn wir beispielsweise Sprache erneuern, dann müssen wir uns auch fragen, sollen wir von vornherein jedes Wort, jede Sprachmöglichkeit, die heute nicht mehr selbstverständlich ist, aus unserem Wörterbuch streichen? Kann es nicht auch einmal Worte geben, die alte Worte sind, und die, wenn sie niemand mehr in den Mund nimmt, ausfallen und auch Sprechmöglichkeiten ausfallen lassen? Ich bin nicht dafür, jedes alte Wort um jeden Preis antiquarisch aufrecht zu erhalten. Ich möchte in der Sprache kein Museum haben, ich möchte, daß wir weiter sprechen, aber wir sollten den Mut haben, alte und herkömmliche Sprachmöglichkeiten eben doch zu befragen, ob sie nicht einen Sinn haben. Muß der Konjunktiv z. B. sterben? Eine Frage, die zweifellos keine existentielle ist, aber ich meine, es ist eine Frage. Und wir sollten einmal mit dieser inneren Unbefangenheit auch uns nicht nur durch den Geist des Gründers, sondern auch durch seinen Buchstaben ins Gericht nehmen lassen. Nicht um einfachhin um jeden Preis zu konservieren, sondern um die Situation zu verstehen. Ich glaube, wir müssen immer in einem hermeneutischen Zirkel leben, wir müssen die gegenwärtige Situation durch den ursprünglichen Wortlaut, und wir müssen zum anderen den ursprünglichen Wortlaut, das ursprüngliche Werk durch die gegenwärtige Situation interpretieren. Und nur wenn wir in dieser doppelten Interpretationsbewegung drinstehen, haben wir wirklich jene Treue der Übersetzung, die den Urtext als Urtext wahr, aber im Heute verständlich macht.

Schließlich gibt es noch einen dritten hermeneutischen Schlüssel. Nicht nur das ursprüngliche Werk und Wort ist ein Schlüssel für die Situation, nicht nur die Situation ein hermeneutischer Schlüssel für unsere Werke und gegenwärtige Aufgabe und für das, was das ursprüngliche Charisma heute bedeutet, sondern auch der Ruf der Kirche heute kann ein hermeneutischer Schlüssel für den gegenwärtigen Ort unserer Gemeinschaft

sein. Ich sage Ihnen, was ich schon wiederholt gesagt habe: Widerstehen Sie allen Instrumentalisierungen, auch durch das Amt in der Kirche, aber stellen Sie sich dem Anruf des Geistes, der zwar weht, wo er will, aber gerade an den Orten, an denen man ihn am wenigsten vermuten kann. Das ist ja heute für viele das Amt in der Kirche. Ich glaube, daß es schon notwendig ist, auch mit jener Naivität, mit der sich die großen Gründer rufen ließen, sich rufen zu lassen. Freilich, seien Sie dabei eine geistliche Herausforderung an den, der ruft, und es kann dann unter Umständen zu einer erheblichen *Conversio* auch der Rufenden kommen. Ich glaube, beides ist notwendig. Machen Sie es einfach wie die hl. Katharina von Siena mit dem Papst, dann geht es richtig.

Diese sehr fundamentalen Forderungen können allerdings nur dann real werden, wenn wir eben nun doch zu einem unsere Zuflucht nehmen, und das ist die gegenseitige, vollkommene, lautere und rechtzeitige Offenheit im Miteinander. Diese drei Worte sind wichtig: *l a u t e r*: nichts anderes wollen von seiten des Bistums und von seiten des Ordens, als was man einbringt ins Gespräch; *g a n z*: nicht mit bloß partiellen Interessen und Informationen, die Dinge stehen heute mehr denn je in Gesamtzusammenhängen, und: *r e c h t z e i t i g*! Bistümer müssen sich da bemühen, aber auch Ordensgemeinschaften, daß wir lauter, ganz und rechtzeitig miteinander sprechen über Planungen, fällige Veränderungen, Probleme, die es in der Übernahme von Werken und Aufgaben gibt. Nur in einer solchermaßen konkret gelebten *Communio* kann das wirksam werden, was ich sagte. Ich wäre sehr froh, wenn Sie mir selber Hilfen und Impulse anbieten könnten, wie wir denn in einer solchen Sicht des Miteinander weiter kämen.

Ich darf in diesem Zusammenhang noch einmal sehr einfach sagen, worauf es mir ankommt. Grob gesprochen auf die heute fällige *secunda conversio* der Kirche als Ganzes. Diese *secunda conversio* ist nicht nur eine Sache des einzelnen, sondern auch der Kirche. Bekehre dich von deinen hergebrachten und ehrwürdigen Werken, o Mutter Kirche, von deinen Programmen und Sicherheiten zu jener Ursprünglichkeit des Evangeliums und zu jener Liebe zu den Menschen, wie sie sind, damit du ihnen heute das Wort Gottes so arm, so unmittelbar, so demütig und so provozierend ausrichten kannst, wie es einmal geschehen ist; denn dieses Wort selber wird nicht alt. Du kannst es in dieser Welt nur ausrichten, wenn du Tore hast. Tore, die sich so diesem Wort verschreiben, daß sie keine andere Sicherung haben. Nur dann, wenn Gemeinschaft der Ortskirche nicht nur Fortführung ihrer Strukturen ist, sondern immer treu bleibt ihrem Auftrag, Raum, in dem die Aufbrüche des Geistes ankommen. Diese Aufbrüche des Geistes sind nicht überall dort, wo viel Wind ist, sondern dort, wo viel Sein und viel Leben und vor allen Dingen viel Glaube, Hoffnung und Liebe sind. Glaube, daß Gott aus Toten Leben

erweckt, Hoffnung, daß nicht wir die Zukunft machen, sondern er, und Liebe, die auch das Altmodische bewahrt und das Extravagante und Sonderbare nicht ausschließt. Nur in solcher Haltung ist dies möglich, und mir scheint, daß es keine Zeit in der Kirchengeschichte gab, weder das 13. noch das 16. Jahrhundert, in der das Miteinander von Ortskirche und geistlichen Gemeinschaften so dringend und notwendig war und ist wie heute. Denn wo es darum geht, das Wort Gottes in einer neuen Sprache zu sagen, in sich selber, im eigenen Dasein, da brauchen wir viele, die die Erfahrung mit diesem Wort im ganz persönlichen und unkonventionellen Weg ihrer Berufung gehen. Und ich meine, das sind Sie, liebe Ordensleute.

Fragen an Bischof Hemmerle und seine Antworten

Die folgenden Fragen an Bischof Hemmerle wurden in 4 Arbeitskreisen der Mitgliederversammlung der VDO formuliert. Jede Gruppe sollte die Frage stellen, die ihr am dringlichsten erschien. Die Antworten von Bischof Hemmerle ergänzen und verdeutlichen seine Ausführungen zum Thema „Ortskirche und Orden“.

1. Was ist die „secunda conversio“ der Gesamtkirche speziell in bezug auf die Orden? Darin zunächst die Frage: Was meint „secunda conversio“ konkret?

A n t w o r t: Ich habe den Begriff einer „secunda conversio“ in einem weiteren und beinahe uneigentlichen, aber symbolisch doch zutreffenden Sinn gebraucht. Ich meine, die Kirche muß der Situation inne werden, daß sie zwar selbstverständlich dieselbe zu bleiben und alles durchzutragen hat, was Jesus ihr wesenhaft eingestiftet hat und was sich in der Geschichte der Kirche als dieses ihr Wesen zeigt. Aber zugleich hat sie das, was sie schon ist, in einer fundamental neuen Situation neu und zugleich von innen her wie zum ersten Mal zu ergreifen, so wie eben bei einer „secunda conversio“ wir durchaus als die schon Getauften und in das Leben Gottes Hineingestellten diesen Anfang aus dem Willen Gottes noch einmal ganz radikal von vorne leben müssen, dabei aber nichts anderes leben als jenes, wozu wir implizit und vielleicht auch explizit schon in der Tiefe gerufen sind, es jedoch aus einer neuen Zukehr zum Wesen leben.